

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 4

Artikel: Das andere Amerika
Autor: Guggenbühl-Craig, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071230>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das andere Amerika

VON ADOLF GUGGENBÜHL-CRAIG

Hier ist nicht vom Amerika der großartigen Wolkenkratzer, der unterhaltenden Cocktailparties, der farbig ausgemalten Fabrikantinnen die Rede, die man auf Studienreisen kennen lernt. Das andere Amerika, das hier geschildert ist, ist das Amerika der Pioniere. Diese modernen Pioniere haben nicht, wie seinerzeit jene im Wilden Westen, sich gegen eine brutale Natur und mörderische Indianer zur Wehr zu setzen. Der Kampf dieser Einwanderer spielt sich im Dschungel der Großstadt ab. Er ist nicht weniger hart.

Ein Gangster stirbt Es war einige Stunden nach Mitternacht. Die Straßen der amerikanischen Stadt X waren menschenleer und still. Die schwachen Straßenlaternen beleuchteten hie und da einen herumstrolchenden Hund oder einen einsamen Betrunknen, der mit unsicheren Schritten

versuchte, die Straße zu überqueren. Plötzlich wurde die Stille unterbrochen durch das laute Geheul einer Sirene. Eine Ambulanz raste durch die einsame Straße.

In dem Ambulanzwagen, neben dem Chauffeur, saß ein junger Mann in weißer Uniform, müde und bleich. Dieser junge Mann war der

Ambulanz- und Notfallarzt des Stadtsitals, in diesem Falle ich.

Die Ambulanz stoppte vor einer Bar im italienischen Quartier der Stadt. Ein grelles Licht fiel auf mich, und eine tiefe, männliche, irische Stimme sagte: «Folgen Sie mir nach, Doc, Big Angelo hat heute wohl seinen letzten Whisky getrunken.»

Der Polizist zeigte mir den Weg in einen der innern Räume einer Bar. In der Mitte des Zimmers lag ein elegant gekleideter Mann in einer Blutlache. Ein Polizist manipulierte an seinen Kleidern herum.

«Was ist passiert?» fragte ich.

«Big Angelo wurde angeschossen», erhielt ich zur Antwort.

Es mußte dies vor etwa einer Stunde geschehen sein. Warum hatte niemand gewagt, die Polizei zu holen oder dem Gangster zu helfen?

Der Schwerverwundete stöhnte und hielt seine Hände auf die Brust. Er sah mich mit glasigen Augen an.

«Madonna, Madonna, Maria, mamma, o mamma», röchelte er, dann verlor er das Bewußtsein. In der Ambulanz auf dem Weg zum Spital hörte sein Herz auf zu schlagen.

Am nächsten Tag erzählte mir einer der Polizisten, was geschehen war. Big Angelo war ein gefürchteter Gangster. Sein Schwager hatte einen Streit mit ihm. Dieser endete in einer Schießerei, und Angelo wurde verwundet. Die Zuschauer wußten nicht recht, ob es sich um eine Auseinandersetzung zwischen zwei Gangsterguppen handelte; deshalb wagte niemand, dem Verwundeten zu helfen.

Es war dies der erste, aber bei weitem nicht der letzte Gangster, den ich sah. Ich hatte eben das medizinische Staatsexamen in Zürich beendet. Um etwas Erfahrung und Weltkenntnis zu erwerben, hatte ich mich um eine Stelle als «intern» (Assistenzarzt) in einem großen Spital in einer Industriestadt an der Ostküste Amerikas beworben. Ich war ein Jahr lang, bis ich mich meinem eigentlichen Gebiet, der Psychiatrie, zuwandte, «rotating intern», das heißt, ich «rotierte» von einer Abteilung des Spitals zur andern. — Die ersten zwei Monate war ich Ambulanz- und Notfallarzt. Wenn irgendwo in der Stadt ein Unfall passierte oder Leute in einer Schießerei verletzt wurden, oder wo aus irgendeinem Grunde der Kranke oder Verwundete keinen Privatarzt zu Hilfe rufen konnte, trat die Ambulanz in Funktion.

Schmutz, Ratten und Kinder

In der Schweiz hatte ich viel von Amerika gehört. Amerika habe einen sehr hohen Lebensstandard, die Leute hätten es recht gemütlich, die Arbeitszeit sei kurz, die Löhne hoch, Kühlschränke gebe es in jedem Haus und Autos vor jeder Türe.

Während meines Dienstes als Ambulanzarzt kam ich in viele Häuser, meistens in solche armer und ärmster Leute. Es ist wahr: Kühlschränke hat es in allen Wohnungen, Autos hat es vor allen Häusern. Außer den Kühlschränken hat es aber auch Kranke, hat es Schmutz, hat es Ratten, hat es alles Elend, das man sich denken kann.

Apropos Ratten: einmal wurde ich nachmittags um drei Uhr in einen der ärmsten Teile des Negerquartiers gerufen. Es hatte gerade aufgehört zu regnen. Um vom Ambulanzauto in das Haus zu gelangen, mußte ich knöcheltief durch den Dreck waten. Die Straße war, wie im größten Teil des Negerquartiers, in miserablen Zustand. Alte Zeitungen, Konservbüchsen, tote Katzen und stinkende Küchenabfälle lagen überall herum. Herzige kleine Negermädchen mit kurzen, abstehenden Zöpfen, in Lumpen gehüllt, starrten mich mit großen, dunklen Augen neugierig an. Ein etwa fünfjähriger Negerknabe, der seinen kleinen Bruder mit sich herumtrug, lachte mir freundlich zu.

Ich wurde in einen kleinen, schmutzigen Raum geführt. Einige Neger standen um ein mageres, etwa einjähriges Kind herum, das vor sich hin wimmerte. Ich sah, daß drei Finger verstümmelt waren. Fragend schaute ich herum. Schließlich sagte mir eine Negerin: «Diese verfluchten Ratten! Ich kam heim, öffnete die Türe, und eine große, fette Ratte sprang von seinem Bett herunter. Sehen Sie, drei Finger wurden angenagt. Washington (Negerkinder haben häufig solche patriotische Namen) war zu schwach, um sich zu wehren.»

Ich erfuhr später, daß sich die Mutter Washingtons, ein siebzehnjähriges Mädchen, zu jener Zeit in einer Besserungsanstalt befand.

Les Misérables

Ich kam mit der festen Absicht nach Amerika, mich in keiner Weise von den Vorurteilen der weißen Amerikaner gegenüber den Negern beeinflussen zu lassen. Während meines «internship» hatte ich sehr viel mit Negern zu tun, oft mit den Ärmsten unter ihnen. Ein Spaziergang

durch den ärmern Teil des Negerquartiers, mit seinen schmutzigen Straßen, mit den elenden, zerfallenden Häusern, überzeugt jeden sofort, daß da ein Problem vorliegt.

Ich lernte die Neger vor allem als Patienten kennen. Ich erinnere mich an die vielen jungen Negermädchen in der gynäkologischen Abteilung. Die übliche Krankengeschichte lautete etwa folgendermaßen: Mit 11 Jahren für Syphilis behandelt, mit 13 Jahren für Gonorrhöe. Mit 14 Jahren Geburt des ersten Kindes; mit 15 Jahren Geburt des zweiten Kindes und Heirat. Mit 16 Jahren Scheidung. Mit 18 Jahren Geburt des dritten Kindes. Jetzt lebt die Patientin im Konkubinat mit einem 25jährigen Abwart, einem Alkoholiker.

Eines Tages kam ich ins Gespräch mit einem Negerpfarrer. Ich erwähnte die ungeheure Auflösung des Familienlebens der Neger.

«Sie haben recht», antwortete mir der Geistliche, «50 Prozent meiner Pfarrkinder wissen nicht, wer ihr Vater ist.

Haben Sie nie von Sklaverei gehört? Erst vor etwa hundert Jahren wurde sie abgeschafft. Meine Großmutter war noch Sklavin. Sie hatte 12 Kinder, aber nie einen Gatten. Sklaven konnten keine Familie gründen. Mann und Frau wurden ja gekauft und verkauft, ohne Rücksicht auf Familie und Kinder.

Seit zweitausend Jahren haben die Weißen Familientraditionen. Seit Hunderten von Jahren haben die weißen Kinder einen Vater und eine Mutter, die mit ihnen leben. Wir Neger haben erst seit drei Generationen die Möglichkeit, Familien zu gründen und aufzubauen. Woher sollte zum Beispiel meine Mutter wissen, was eine Familie ist? Unser Familienleben ist nicht aufgelöst, es ist im Aufbau begriffen. Es ist unmöglich, in drei Generationen eine solide Familienmoral aufzubauen!»

Das Gespräch mit dem Pfarrer half mir, viele Probleme der Neger besser zu verstehen. Es fiel mir zum Beispiel auf, daß die Negerpatienten immer etwas zu reklamieren hatten. Sie waren nie zufrieden mit dem Essen. Sie hatten — vielleicht gerade deshalb, weil ich ihnen im Vergleich zu meinen amerikanischen Kollegen mit besonderer Freundlichkeit gegenübertrat — mir gegenüber ein besonderes Mißtrauen und warfen mir oft vor, ich handle sie falsch.

Ich begann auch dies zu verstehen. Das Negerproblem ist nicht nur ein wirtschaftliches Problem, es ist mehr ein Problem der

Achtung und Selbstachtung. Die Neger sind verachtet von den Weißen.

Es ist aber auch sehr schwierig für einen Neger, sich selber zu achten. Sie können nicht auf eine großartige Geschichte pochen, sie können nicht auf eigene große kulturelle Leistungen hinweisen. Bis vor drei Generationen waren sie ja Sklaven. Die Neger leiden unter der Verachtung der Weißen. Der Schwarze setzt stets voraus, der Weiße verachte ihn. Begreiflicherweise fürchteten sie, ich behandle sie nicht richtig. Sie konnten ja nicht wissen, wie ich mich zu ihnen stellte.

Es gibt nur einen, der die Neger nie verachtete, der sie liebte, wie er alle andern Menschen liebte. Und dies ist Christus. Kein Wunder, daß die Negerkirchengemeinden in Ekstase verfallen und sich oft zu Boden werfen, wenn sie singen: «Jesus liebt mich.»

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod Brach irgendwo in der Stadt auf der Straße ein alter Mann plötzlich tot zusammen, so war er offiziell nicht tot, bevor ihn der Ambulanzzarzt als tot erklärt hatte.

An einem Sonntagmorgen wurde ich zu einer der großen Hochspannungsleitungen vor der Stadt gerufen. Ein Elektriker hing hoch oben, in der Nähe der Drähte, regungslos. Mit Hilfe einer Leiter erreichte ich den Mann. Er war offensichtlich seit einiger Zeit nicht mehr am Leben, sein Körper war eiskalt. Ich untersuchte ihn sorgfältig, stieg dann die Leiter hinunter und erklärte dem anwesenden Polizisten, daß der Elektriker tot sei.

Es hatte sich inzwischen eine kleine Menschenmenge angesammelt. Plötzlich schrie eine Frau: «Er bewegt sich, er lebt.» Ich schaute sehr genau zu dem hängenden Mann hinauf, und tatsächlich schien es, daß der Elektriker Arme und Kopf leicht hin und her bewegte. Mir lief es eiskalt über den Rücken. Hatte ich einen Lebenden für tot erklärt?

Zum zweitenmal stieg ich die Leiter hinauf, diesmal unter den feindlichen Blicken der angesammelten Menschenmenge. Ich untersuchte den Mann wieder genau; er war tot. Eine leichte Brise hatte den leblosen Körper etwas hin und her geschwungen.

Foto: M. A. Wyß

Kinderzeichnung im Schnee

Immer wenn jemand auf offener Straße, infolge einer Krankheit oder eines Unfalles, starb, sammelten sich sofort viele Passanten an. Verlumpfte Neger, vornehm gekleidete Frauen, angelsächsische Fabrikanten, kleine dunkeläugige Portugiesen, Universitätsprofessoren, alle versuchten, möglichst nahe bei dem Sterbenden zu sein. Alle schauten gespannt in das Gesicht des Verscheidenden. In diesem Punkt verhielten sich assimilierte und nichtassimilierte Einwanderer, Neueingebürgerte und alte Amerikaner, Neger und Weiße, genau gleich.

Anfänglich haßte ich diese Zuschauer, aber bald merkte ich, daß es nicht nur Sensationslust oder Sadismus oder Ähnliches war, welches die Leute dazu trieb, dem Wirken des Todes zuzuschauen. In den Augen der zuschauenden Passanten sah man das Wundern über das Geheimnis des Sterbens. Ein jeder schien zu versuchen, in den Gesichtszügen des Sterbenden die Antwort auf die uns alle beschäftigende Frage zu lesen: Was ist das Leben, was ist der Tod?

Das mörderische Gefängnis

Die Polizisten in der Stadt X waren ein Kapitel für sich. Viele waren Irländer. Sie lassen sich in keiner Weise mit den Stadtpolizisten in Zürich vergleichen. Die Uniform ist bedeutend weniger sauber, dafür ist die Bewaffnung bedeutend eindrucklicher. Zwei Patronengurte sind um den Bauch geschlungen, vollgestopft mit Patronen. Ein gewaltiger Revolver hängt lose an der Hüfte.

Eines Tages brachte ich mit der Ambulanz einen betrunkenen Vaganten in das Spital. Außer daß der Mann betrunken war, fehlte ihm nichts. Die Polizei brachte ihn ins Gefängnis. Zwei Stunden später wurde die Ambulanz in das Gefängnis gerufen, einen Raum mit einem Gitter davor. Darin befand sich eine Bank, etwa 30 cm hoch.

«Der Mann ist von der Bank gefallen», erzählte mir der diensttuende Polizist, «er hat offenbar eine Gehirnerschütterung.»

Der Gefangene sah gräßlich aus. Das Gesicht war mit Blut verschmiert und aufgeschwollen. Einige Zähne saßen lose. Der Hinterkopf war ebenfalls blutig. Unmittelbar nach der Ankunft im Spital verschied der Patient.

Der offizielle Gerichtsmediziner wurde gerufen. Ich erzählte ihm die Geschichte und sagte am Schluß: «Es ist offensichtlich, daß ein Fall von einer 30 cm hohen Bank nicht solche Verletzungen verursachen kann. Der Mann ist im Gefängnis von dem Polizisten zusammengeschlagen worden.»

«Ich will keine Komplikationen. Ich will keine Autopsie. Der Mann fiel von einer Bank», war alles, was der weißhaarige Herr zu sagen hatte.

Ein großer Teil meiner Arbeit bestand in erster oder letzter Hilfe bei Verkehrsunfällen. Die Polizei mußte natürlich am Schluß immer meinen Namen aufnotieren. Und jedesmal kam die Frage: «Das ist ein lustiger Name, woher kommen Sie?»

Als einer der Polizisten erfuhr, daß ich Schweizer sei, sagte er: «Ah, Schweizer, das sind sehr gute Bürger. Ich habe noch nie einen Schweizer verhaftet oder anzeigen müssen. Ich habe Vertreter aller Völker verhaftet. Die Schweizer müssen außergewöhnliche Leute sein.»

Einige Tage später übersah ich auf der Heimfahrt ein rotes Stoppzeichen. Natürlich war gerade ein Polizeiauto in der Nähe, das rechtsumkehrt machte und mich stoppte. Und niemand anders saß am Steuer als mein Polizist.

«Ah, Sie sind es, Doc», sagte er. «Ich habe noch nie einen Schweizer verhaftet oder angezeigt.» Und dann fuhr er weiter.

Die Menschen sind nicht Engel oder Teufel; jeder Mensch ist gleichzeitig Engel und Teufel — auch die Polizisten.

Eines Abends wurde die Ambulanz in eines der Außenquartiere gerufen. Eine Frau hatte eben entbunden. Es war eine portugiesische Negerin, und das Kind wurde in einem Autofriedhof geboren. Es war eine Frühgeburt. Das Kind atmete nur einige Minuten, dann hörte ich keine Herztöne mehr.

Als die Mutter sah, daß das Kindlein sterben mußte, fing sie an zu gestikulieren und sagte etwas auf Portugiesisch, das ich nicht verstand. Der irische Polizist, der mit mir war und auch nicht Portugiesisch verstand, erriet sofort, was die Frau meinte. «Das Kind stirbt ungetauft, wir müssen es taufen», flüsterte er mir zu. «Ich bin nicht katholisch», antwortete ich, «deshalb ist es besser, wenn Sie es taufen.»

Da kniete der Polizist nieder und taufte das wahrscheinlich schon tote Kind. Die portugiesische Negerin atmete erleichtert auf.

Foto: A. Winkler

Rendez-vous in der Januarnacht

Ich glaube nicht, daß ein Kind getauft sein muß, um die Seligkeit zu erlangen. Ich bin aber sicher, daß dem Polizisten Patrick O'Hara viele Sünden vergeben werden, weil er alles tat, um dem toten Kind einen Platz im Himmel zu sichern.

Ich habe in der Schweiz viel über die Amerikaner gehört. Alle stimmten darin überein, daß sie sehr nett, aber vielleicht etwas oberflächlich seien. Sicher seien sie nicht sehr religiös, die Kirchen seien zwar voll, aber das religiöse Leben sei mehr auf das Gesellschaftliche ausgerichtet.

Ich habe während meiner «internship» die Erfahrung gemacht, daß fast alle Leute, mit denen ich in Berührung kam, sehr religiös waren. Die Verwandten der Sterbenden oder Schwerkranken beteten oft stundenlang neben den Betten. Dieses Beten war nicht etwa magisch oder abergläubisch. Meistens, wenn der Tod dann doch kam, sagten die Betenden: «Nur Gott versteht das alles», oder «Gott hat es so gewollt, es muß richtig sein.»

Keep smiling Die Stadt X ist wirklich eine Ansammlung von verschiedenen Völkern. Italiener, Portugiesen, Armenier, Juden, Polen, Schweden, Irländer, Schottländer, Yankees, französische Kanadier, alle besitzen ihre eigenen Quartiere, wo nur ihre Sprache gesprochen wird.

Ich war einige Male in Italien, aber ich lernte in der Stadt X die Italiener besser kennen als in Italien. Die meisten Italiener in X sind Sizilianer oder Neapolitaner.

Die Verwandten der italienischen Kranken waren sehr unbeliebt bei den Krankenschwestern. Der Grund war folgender: War ein Italiener schwerkrank, so versammelte sich die ganze Verwandtschaft um das Bett des Patienten. Dies war z. B. der Fall bei Nina C., einer alten Sizilianerin. Der Tod war nahe, und die Kinder und Verwandten erwarteten das Ende.

Eine junge Krankenschwester, amerikanischer Typus, wohlgezogenes Collegegirl angelsächsischer oder germanischer Abstammung, ein Muster von Sauberkeit und Gesundheit, rief mir zu: «Jetzt passen Sie auf. Wenn die Alte stirbt, dann bricht die Hölle los. Die Gesellschaft dort drüben wird schreien und heulen, und wir werden Mühe haben, die Bande los zu werden.»

Nina C. starb kurz darauf. Ich sagte dem Gatten: «Das Herz schlägt nicht mehr.»

Er schaute mich an und fragte: «Ist sie tot?»

Ich antwortete: «Ja! Ihre Frau ist gestorben.»

Die Kinder und die übrigen Verwandten stürzten sich nun auf die Tote, küßten ihre Hände, weinten, schrien und rauchten sich die Haare.

Die hübsche junge Krankenschwester begann sofort, die Leute hinauszudrängen. Sie fragte mich, ob sie den Verwandten ein Beruhigungsmittel geben sollte. Ich sagte: «Nein.»

Die Enkel der Verstorbenen schrien nicht so laut. Sie redeten eindringlich auf ihre Eltern ein: «Vater, beherrsche dich, bitte, nicht hier, sei ruhig, die Leute schauen uns zu.»

Ein alter Italiener, der Zeuge der ganzen Szene war, sagte mir am nächsten Tag: «Gestern haben Sie etwas von der Tragik des Immigranten gesehen. Meine Generation findet es richtig, die Verzweiflung und die Trauer beim Tode eines Angehörigen möglichst drastisch auszudrücken. Je lauter man schreit, desto besser. Ich erinnere mich, daß ich in meiner Jugend beim Tode eines Onkels über sechzig Meilen gereist bin, um seine Leiche zu sehen. Als ich sie dann sah, weinte ich eine Stunde lang laut, und meine Mutter schrie und raufte sich den ganzen Morgen die Haare. Das war die anerkannte Art zu trauern. Meine Enkel sind anderer Ansicht, sie sind Amerikaner. Sie haben gestern gesehen, wie sie sich ihrer Eltern schämten, wie sie sie zum Schweigen bringen wollten.»

Die meisten Immigranten kamen nach Amerika ohne Geld. Die erste Generation hat es schwierig und behält die alte Kultur fast restlos. Die Kinder gehen in amerikanische Schulen, sind wenigstens teilweise Amerikaner und verstehen ihre Eltern oft nicht mehr. Dennoch hängen die Kinder dieser armen Immigranten meistens sehr an ihren Eltern.

Pflastersteine aus Gold Ein recht typischer Fall war zum Beispiel mein

Freund A. B., der mit mir Assistent in dem Spital war. Sein Vater kam als 16jähriger Bursche von der Ukraine nach der Stadt X; er hatte anfangs oft zu wenig zu essen.

Dieser Vater sprach nur gebrochen Englisch. Er hatte keine «amerikanische Bildung», konnte aber beinahe die ganze Thora auswendig.

Mein Freund lud mich einmal zu seinen Eltern ein. Sie lebten jetzt in einem der besseren

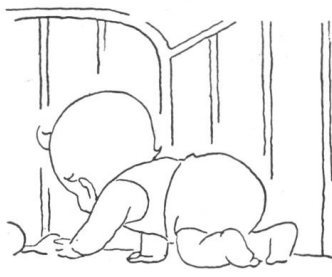
Außenquartiere. Sie besaßen ein großes, modernes Haus; in der Garage standen zwei Autos. Und als wir in dem sehr luxuriös eingerichteten Eßzimmer zu einem üppigen Mahle

niedersaßen, erzählte mir der Vater: «Sehen Sie, viele von uns Juden in der Ukraine glaubten, die Straßen in Amerika seien mit Gold gepflastert. Als ich nach New York kam, war ich

Der kleine Familienfilm



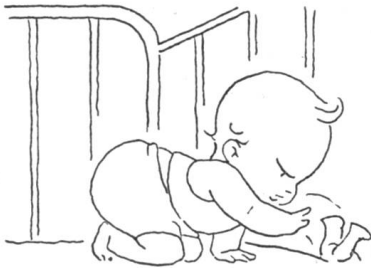
Spielsachen sind ihm verleidet. Wirft deshalb Plüschbär zum Laufgitter hinaus.



Kriecht auf andere Seite, um Gummiball und Ratsche zu ergreifen.



Wirft diese ebenfalls hinaus. Entdeckt, daß Tante Ella inzwischen Plüschbär wieder in Laufgitter gelegt hat.



Stößt Bär empört wieder über Laufgitterrand.



Tante Ella droht, es sei ihr jetzt dann verleidet, Spielsachen zusammenzulesen, und gibt ihm diese zurück.



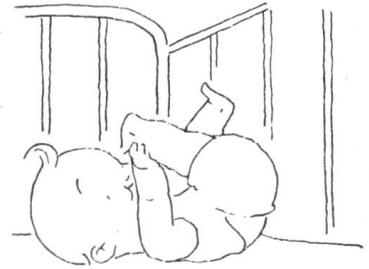
Beginnt zu weinen und macht Laufgitter wieder von Spielsachen frei.



Stößt empörte Schreie aus, als Tante Ella Spielsachen wieder aufliest.



Tante Ella sagt, er ist ein böses Kind, und sie wird nun zur Strafe Spielsachen nicht mehr ins Laufgitter zurückbringen.



Spielt zufrieden mit seinen Zehen und denkt, die Erwachsenen seien wirklich furchtbar dumm, und haben lange, bis sie begreifen, was ein kleines Kind will.

sehr enttäuscht, zu sehen, daß die Straßen nur mit gewöhnlichen Steinen bedeckt waren. Ich konnte kein Englisch. Ich arbeitete als Schneider. Es war hart. Später eröffnete ich eine Wäscherei. Ich verdiente Geld. Und jetzt habe ich zwei Söhne, die Ärzte sind, und eine Tochter, die einen Mediziner heiratet. Die Straßen waren eben doch mit Gold gepflastert.»

Etwa vier Wochen nach meinem Besuch starb der Mann an einem Schlaganfall. Mein Freund war in Amerika aufgewachsen. Seine Ideen waren nicht dieselben wie die des Vaters. Vor allem war er anderer Meinung als die Rabbi der orthodoxen Synagoge. Und dennoch erfüllte er nach dem Tode seines Vaters alle Trauervorschriften der Synagoge. Beinahe ein Jahr lang ging er jeden Tag in den Tempel, um eine halbe Stunde zu Ehren seines verstorbenen Vaters zu beten. Aber jedesmal, wenn er von der Synagoge in das Spital kam, erzählte er mir, wie falsch alles sei, was diese orthodoxen Rabbi den Juden lehrten.

Der Chefchirurg des Spitals war ein Italiener dritter Generation. Sein Großvater war als Glaceverkäufer in die Stadt X gekommen. Es gelang ihm, recht viel Geld zu verdienen, und er konnte seinen Söhnen eine gute Erziehung und Ausbildung geben. Seine Enkel waren alle sehr erfolgreich.

Unser Chefchirurg war ein ziemlich rücksichtsloser Mensch; er diente mehr dem Mammon als der Chirurgie.

Eines Tages, während der Visite, standen wir vor dem Bett einer alten Italienerin. Sie war nicht nur alt, sondern auch sehr dick, ungepflegt und übelriechend, sie stöhnte dauernd, und sie konnte kaum Englisch sprechen. Der Chefchirurg und der ganze Schwarm von Assistenten versuchten, möglichst schnell von dieser Jammergestalt wegzukommen. Sie litt an einem nicht operierbaren Magenkrebs.

Als ich eine Viertelstunde später wieder auf die Abteilung kam, sah ich den eleganten Chef am Bett der alten, schmutzigen Italienerin stehen. Er strich mit seiner gepflegten Hand über ihre wirren, grauen Haare und tröstete sie auf Italienisch. Ich bin überzeugt, daß es ihm plötzlich zum Bewußtsein kam, daß diese alte Frau seine eigene Großmutter hätte sein können.

America è più bella In der Schule habe ich viel von den Pionieren gehört, die Amerika eroberten; wie sie im bedeckten Wagen durch die Prärie und über die

Rocky Mountains zogen; von all den Gefahren, welche sie auf sich nahmen.

In der Stadt X hat es Pioniere anderer Art. X ist ein Agglomerat von vielen Völkern. Alle diese Einwanderer hatten gute Gründe, nach Amerika zu kommen. Die Irländer hatten keine Kartoffeln mehr und flohen in der Mitte des letzten Jahrhunderts vor dem Hunger. Die Juden in der Ukraine wurden um die Jahrhundertwende von Progromen heimgesucht. Während des Ersten Weltkrieges wurden in der Türkei die Armenier zu Tausenden ermordet. Die Südtaliener sahen eine Zukunft ohne Hoffnung in einem Lande, wo ein paar reiche Latifundienbesitzer die Erde verkommen ließen. Die Schottländer entflohen den trostlosen Slums von Glasgow.

Die Stadt X in Amerika bot all diesen Völkern kein Paradies. Beinahe unlösbare soziale und nationale Konflikte verbitterten und verbitterten das Leben der Leute. Jede Nationalitätengruppe schaut noch heute auf die andere herab. Die alten Yankees verachten das ganze «Pack» der Immigranten.

Die Eltern verstehen die Kinder nicht mehr, und die Kinder schämen sich ihrer Eltern. Der Zerfall der alten Kulturen drückt sich in einer erschreckenden Kriminalität der Jugendlichen aus. Ich sah sechsjährige Kinder, die niedergestochen wurden von den Mitgliedern einer «Knifegang». Diese bestand aus Halbwüchsigen, die sich zusammenschlossen mit dem Ziel, kleine Kinder niederzustecken.

Und dennoch, die Leute sind stolz und glücklich, Amerikaner zu sein. Amerika als Land als Idee, gibt jedem Menschen das Bewußtsein, daß er das Recht hat, sich als ein freier Mensch zu betrachten, daß er kein Sklave ist, daß er das Recht hat, glücklich zu sein wie jeder andere. Auch der verachtetste Neger weiß: «Sie mögen mich verachten, heute, aber das wird sich ändern.» Amerika verspricht allen die Freiheit. Die ersten Siedler und die Gründer Amerikas wollten einen Staat freier, sich selber achtender Menschen.

Eine alte Italienerin klagte mir einmal, wie schwer das Leben für die älteren Italiener sei, und dann erzählte sie mir von Italien, wie das Essen dort so viel besser sei, und die Leute freundlicher.

Schließlich sagte ich: «Sì, l'Italia è bella.» Daraufhin antwortete die alte Sizilianerin: «Sì, l'Italia è bella, ma l'America è più bella.»